

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Neue Sagen aus der Mark Brandenburg

Handtmann, E.

Berlin, 1883

Dritte Abteilung. Templersagen der Neumark.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-669

Dritte Abteilung.

Tempelersagen der Neumark.⁴⁶⁾

1. Die Königskerzen bei Zellin.

In Zellin, wo die arbeitstüchtigen weißen Cisterciensermönche einzig und allein in der Neumark beim Volke in lebendigem Andenken stehen, wird auch der weißen Ritter vom Tempel in Ehren gedacht. Hier ist das biedere Märkervolk dem hehren Sinn des großen Markgrafen Waldemar treu gefolgt, der wohl gleich anderen Menschen fehlenden, aber auch so vielfach über Gebühr unablässig Verfolgten sich mitleidig anzunehmen.

Ein wenig nordöstlich vom Zelliner Galgenberge, links dem Wege nach Clossow, steigt als höchste Erhebung der Zelliner Feldmark ein spitzer Sandhügel auf. Dort ist der Erdboden bei dem beständig herrschenden Luftzuge immer unterwegs. Von Pflanzen gedeiht nichts als eine Menge hoch in die Luft starrender Königskerzen, deren Anzahl nie ab- und nie zunimmt.

Mit diesem Sandhügel und seinen Königskerzen hat es seine eigene Bewandnis.

Als Markgraf Waldemar den verfolgten Templern in der Mark eine Freistatt gewährte, gebot er zur größeren Sicherheit, dieselben sollten den weißen Mantel mit rotem Kreuz gegen den schwarzen Mantel der Johanniter mit dem achtspizigen weißen Kreuz vertauschen. Da waren vor den Augen der Welt die Templer verschwunden. So viele derselben aber in dem neuen Gewande ohne Anfechtung in der Neumark von Königsberg und Rohrbeck ab bis zur Sonnenburg hin lebten, die verpflichteten sich unter einander, am Johannistage im Mittelpunkte ihres Wohngebietes zusammenzukommen. Diesen Punkt bildete der spitze Hügel auf dem neugerodeten Ackerlande der weißen Mönche von Zellin.

Getreu solchem Versprechen kamen die alten Templer alljährlich insgeheim in der Johannistnacht an der bezeichneten Stelle zusammen, hielten eine Feier nach des Tempels früherem Brauch und sich zum Schluß nach Jerusalem hin verneigend, ritten sie mit Sonnenaufgang auseinander, ein jeder nach seinem Posten zurück. Auch als der letzte Herrenmeister der nach Deutschland und der Neumark gezogenen Templer, der in veränderter Würde der erste Herrenmeister der Johanniter von Sonnenburg war, als Friedrich von Alvensleben von der Erde geschieden, hielten die alten Templer an ihren geheimen Zusammenkünften fest, bis ihrer keiner mehr lebte. Auf jenem Sandhügel aber erwuchs, so oft ein Templer begraben ward, sofort eine Königsferze, bis daß deren Anzahl die Zahl der auf neumärkischem Boden entschlafenen und begrabenen Tempelherren erreicht hatte.

Bereinsamt, ungeliebt, dürr klappernd im Winde wie Totengebein, so recht ein Abbild der Angst und Sorge und Sehnsucht nach etwas Besserem stehen diese starren Pflanzen-

gestalten hoch aufgerichtet im unwirtlichen losen Sande. Wehmut und Mitleid überkommt unwillkürlich den, der die matten, blaßgelben, kreuzförmigen, fein rotgekreuzten Blüten längs der weißgrauen Stiele betrachtet, zumal wenn er einen Stengel bricht und den harten Knack vernimmt, der beinahe klingt, als brächen Knochen entzwei. Das würde an dieser Stelle auch nur ein Fremder thun, den der Zufall auf jenen Hügel führt. Der würde vielleicht aus Langeweile oder in zweckloser Spielerei eine solche Pflanze brechen, deren Blume für Sträuße doch nicht zu gebrauchen ist.

Die nahe Wohnenden wissen aus alten Erzählungen, was es mit diesem Hügel und diesen Königskerzen auf sich hat: wie's nämlich in der Johannisnacht um zwölf Uhr plötzlich auf demselben lebendig wird und die Königskerzen verschwunden sind. An deren Stelle stehen viele, viele Rittergestalten in weißen Mänteln, auf denen rothe Kreuze leuchten. Sie flüstern untereinander und murmeln wie in leisem Gebete. So geht es bis ein Uhr. Dann plötzlich blitzt heller Schein von der Spitze des Hügel's. Friedrich von Alvensleben, der letzte Großmeister, der erste in der Neumark, um's Haupt eine helle Binde geschlungen, aus welcher wie bei Moses zwei Strahlenbüschel über den Schläfen aufschießen, in der Rechten ein blitzendes Schwert, in der Linken eine feurige Geißel, steigt aus dem Grabe, welches ihm hier verborgen vor der Welt von den Tempelbrüdern bereitet worden, zur Oberwelt auf.

Vom Galgenberge her eilt eine hinreichende Schar weißer Rosse herbei und im Fluge sitzen sämtliche Ritter im Sattel. ⁴⁷⁾ Hochauf flammt der Glanz des Schwertes, welches Friedrich von Alvensleben in der Richtung auf Jerusalem schwingt, und im Hui faust der ganze Zug der weißen Ge-

stalten ihm nach über Neumühl und Küstrin hinweg dem heiligen Lande zu.

Doch geht nach der kurzen Johannismacht die Morgensonne auf, so klappern die starren Königskerzen schon wieder im Winde und der feine weiße Sand umtanzt sie wie alle Tage.

2. Die roten Kakenpfötchen (Immortellen).

Auf das Grab Adams gebot Gott einem Engel, gelbe Immortellen zu pflanzen. Sie sollten den Menschen ein Zeichen der Verheißung sein, daß ihnen trotz der Sünde die Unsterblichkeit gewahrt bleiben solle.⁴⁸⁾

Wunderbar ist es, wie diese anscheinend leblose Pflanze selbst auf dem trockensten Boden gedeiht und die größte Sonnenhitze aushält, wie Kränze, Sträuße derselben Jahrzehnte lang unverändert bleiben. Von dieser Fähigkeit, außergewöhnlich lange zu dauern, tragen diese Pflanzen den Namen „Immortellen“. Im Volksdialekt der Neumark heißen sie nach der Form der Knospen und Blüten „Kakenpfötchen“.

In der alten Christenheit erzählte man ja auch, was noch immer mancher als gewiß annimmt, daß unter dem Hügel Golgatha das Grab Adams gewesen sei, so daß der neue Adam, Jesus Christus, dort die Erlösung im Gehorsam seines Todes erworben, wo der erste Adam die Strafe seines Ungehorsams hinnehmen mußte.

Solcher Legende gemäß heißt es denn in der neumärkischen Sage von den Immortellen: Als der Erlöser auf Golgatha verblutete, spritzten etliche seiner heiligen Blutstropfen

auf neben dem Kreuze stehende Immortellen, Nachkommen jener Pflanzung von des Engels Hand, deren gelbe Blüten sich sofort in rote verwandelten. St. Johannes, der unter dem Kreuze stand, pflückte einige von den roten Immortellen, um das Zeugnis des Blutes vom Herrn, dem wahren Gottessohne, der in das Fleisch gekommen, stets sich und den Gemeinden gegenwärtig zu haben. Die volle Bedeutung dessen, was er that, war ihm damals noch nicht klar. Er erfuhr es aber hernach, welchen Schatz er verwahrte. Als Maria, die Gottesmutter, welche er auf des Sohnes Befehl vom Kreuze herab zu sich genommen, entschlafen war und er ihr einen Strauß von roten Immortellen auf die Brust legte, ward dieselbe alsbald von Engeln zum Himmel emporgetragen. Ob ihm selbst die Kraft der roten Immortellen geholfen, daß an ihm das Wort erfüllt wurde: „dieser Jünger stirbt nicht“, davon ist nichts bekannt. Nur das wird gemeldet, daß die Schüler St. Johannis' die Kunde von den roten Immortellen von Geschlecht zu Geschlecht unter sich weiter vererbten und daß auch dieses Geheimnis den Rittern vom Tempel zu eigen wurde.

Vorsichtig nahmen die Tempelritter, als sie vor den Sarazenen aus dem heiligen Lande weichen mußten, rote Immortellen mit sich. Das brachte ihnen großes Heil. Denn als sie später in den Landen des allerchristlichsten Königs von Frankreich und vieler anderen Herren zu Recht und zu Unrecht viel zu leiden hatten, da fanden die Märtyrer des Tempels, ohne daß ihre Peiniger es merkten, unter allen Leiden und Qualen ein sanftes Ende. Denn jeder trug, aus fünf Blüten, der Zahl der Wunden Jesu, geformt, ein Kreuz von roten Immortellen auf der weißen Haut der Brust verborgen. Solches Malzeichen vermuteten und suchten die

Genfer nicht, welche den Rittern erbarmungslos die weißen Mäntel mit ihren roten Kreuzen abrissen.

Ein eigentümlich prophetisches Vorzeichen war es, daß die roten Immortellen weder in Frankreich noch in Schottland, wo die Templer zunächst zu weilen gedachten, ordentlich festwurzeln und gedeihen wollten. Sie fanden die ihnen zusagende Stätte erst in der Mark Brandenburg, woselbst die Templer ja auch schließlich zur Ruhe kamen. Vornämlich gediehen die roten Immortellen am Nordrande des Johannergebietes auf den Lehm- und Sandhügeln längs der Röhrike unweit Königsberg.

Dort hat sich denn auch diese merkwürdige Sage, welche sogar die altkirchliche Tradition von Maria und Johannes umzugestalten unternahm, erhalten. Und was dieselbe darbietet und entbietet, findet noch Ausübung. Daß es nämlich als etwas Köstliches galt, einen insgeheim am Karfreitag Nachmittag gepflückten Busch von roten Immortellen zu erlangen. Wer denselben findet oder geschenkt erhält (Kauf ist wie bei allen Amuletten untersagt; dem Gelde weicht jedes Geheimnis!), lege ihn in das Gesangbuch zu dem Liede: „O Haupt voll Blut und Wunden“. Dann wird er gewiß einmal einen ebenso sanften Tod und seligen Eingang in das himmlische Jerusalem wie St. Johannes und die alten wahren Tempelritter haben.

3. Die Knödeln.

a. Der Drachenbaum.

Es war eigentlich kein Apfel, durch welchen die Schlange im Paradiese Eva und Adam zu Fall brachte. Die Menschen

haben das nur so erzählt, weil sie im heiligen Lande auf dem Sünderlande am toten Meere die bitteren Sodomsäpfel sahen und diese für die Sprößlinge aus der Wurzel des Baums der Erkenntnis hielten. Sie meinten dem äußeren Augenscheine nach, runde Früchte gehörten zu den Äpfeln.⁴⁹⁾

Nicht also. Äpfel, immer etwas säuerlich, reizen nicht so unmittelbar zum Genuß, wie die von vornherein bei ihrer Reife süßen Birnen. Eine Birne mit kugelförmigen Früchten, so nach Art der Bergamotten, war es, mittelst deren des Teufels Neid die Menschen zum Sündenfall brachte. Nach dem Fall wurde diese Birne zur Strafe aus dem Garten auf das Feld versetzt, und der Fluch, welchen Gott um des Menschen willen über das Feld verhängte, traf das bis dahin zarte, feine Gartengewächs besonders hart.

Das Verhängnis, dem sie anheimfiel, war dieses. Wohl wuchs der Stamm in der ursprünglichen Schönheit hochauf und oben bildeten sich herrliche Blätterkronen. Aber die Frucht stand in keinem Verhältnis zu der verheißungsvollen Baumgestalt. Die Frucht verminderte, an Stelle der Süßigkeit trat herber, bitterer, die Zähne stumpf machender Saft.

Es entstand die wilde Feldbirne, der Drachenbaum, gewöhnlich „Knödel“ genannt.

Jedoch ein Zeichen der Verheißung ward auch der Knödelfrucht von Gott mitgegeben: wenn's mit ihr zu Ende geht, wenn sie „multsch“ wird und zu vergehen beginnt, dann kehrt Süßigkeit wieder bei ihr ein, ein neues Leben aus dem Tode.

Auch das ward über den Knödelbaum als Strafe verhängt, daß er nicht, wie sonst bei allen Bäumen der Fall, eine eigentliche Heimat in einem bestimmten Lande hat. Wie unstät und flüchtig, überall und nirgends, sollte er sich durch

alle Länder ziehen, um überall den Menschen mit seiner das Auge anlockenden, den Geschmack abstoßenden Frucht als ein lebendiges Denkmal des göttlichen Zornes vor Augen zu stehen.

Nicht freundliche Singvögel und Eichelhäzchen, sondern des Teufels Gelichter, wilde Katzen, Eulen, Fledermäuse trieben auf und um die hohen, meist hohlen Bäume ihr Wesen, daß von denselben ein Getöse und ein Geruch wie aus der Hölle selbst ausging.

Als sich nun gar die Sünde vollendete, indem Kain mit einem Knödelzweige seinen Bruder Abel erschlug, da ging Gott auch mit dem Holze dieses Baumes ins Gericht. Es sollte fortan zu nichts nütze sein, denn höchstens, daß man die Zweige verbrenne. Die kahlen Stämme mit den von Sturm und Menschenhänden zerrissenen Ästen sollten dürr und leer in die Luft starren, bis sie langsam verrottend in nichts zerschwänden, wie klagend über sich selbst ein Sinnbild des Jammers aller in sich selbst den Verfall tragenden Sünde.

Die Stämme ließen sich trotz ihres hohen und schönen Wuchses nicht als Nutzholz verwenden. Denn härter als Stein und Metall, spotteten sie der Bearbeitung durch Menschenhand.

Nur mit Seufzen betrachteten die Menschen allerwärts die Knödelbäume und mußten klagen: „Was hindern diese das Land!“

b. Die Blutknödel.

Gott, der groß ist im Erbarmen, nahm sich, wie aller Welt, so auch der Knödeln wieder an zu seiner Zeit und

entzog dieselben der Gewalt des Fluchs und der alten bösen Schlange.

Als die gottlosesten aller Menschen den Sohn Gottes zum Tode verdammt hatten und die Kriegsknechte auf Golgatha nicht wußten, was sie thaten, da fand sich's, daß dieselben zum Kreuzestamm einen zum Zimmerholz gar nicht gehörigen, sondern zufällig daneben lagernden abgebrochenen Knödelbaum fortgerissen und dem Heiland aufgelegt hatten. Ohne Kenntniß der Holzarten hatten sie in der Eile diesen Stamm genommen, da er auf den ersten Blick passend erschien; indem ihm zufällig nach rechts und nach links Äste kreuzförmig zur Seite gewachsen waren. Oben auf dem Golgathahügel verwünschten sie freilich ihre Unkenntniß und ihre Hast, da sie unsägliche Mühe hatten, die großen Nägel in das harte Holz zu treiben. Aber sie durften nun nichts mehr abändern, und schließlich vollbrachten sie das Marterwerk, für das der Herr durch das erste Wort am Kreuze ihnen Vergebung ersuchte. Alles dieses geschah nicht ohne des Herrgotts Befehl, vollzog sich vielmehr ganz eigentlich nach seiner alles umfassenden Gnadenfügung.

Da das heilige Blut des Herrn über den Stamm und in die Risse desselben strömte, da ward im Blute des Welt-erlösers auch dieses Holzes Fluch getilgt. Den abgestorbenen Stamm überkam von oben her neues Leben und rief, nach unten zu treibend, eine frische Wurzel aus demselben hervor, welche die Erde festklammernd sich selbst losriß, als das Kreuz niedergelegt wurde. Die neue, durch himmlische Kraft aus dem alten Stamm der Erde verliehene Wurzel blieb im Golgathahügel. Und als nach der Zerstörung Jerusalems um den Hügel wieder freies Feld war, da sproß aus der Wurzel ein Baum hervor, wohl an Gestalt sonst den alten

Knödeln gleich. Doch seine Blätter waren von roten feinen Adern durchzogen, seine Früchte enthielten blutroten Saft, schmeckten wunderschön süß und förderten trefflich Gesundheit und Wohlsein derer, die sie aßen. Alt und doch neu war dieser Baum: die Blutknödel!

Die Zeit der Verheißung war da. Nun konnte eine Knödel, begnadigt vor allen andern Bäumen, wie sie selbst einst Zeugnis des Fluches gewesen, so auch wieder das Zeichen des Vorschmacks der ewigen Seligkeit geben.

c. Das Knödelland.

Der Blutknödelbaum auf dem Hügel Golgatha überdauerte lange Zeit alles Unglück, welches über das heilige Land hinging. Doch war sein Geheimnis nur den Schülern St. Johannis bekannt und durch diese an die Ritter vom Tempel gekommen. Nur noch Peter von Amiens hatte außerordentlicher Weise durch einen Engel Kunde von diesem Baume erhalten. Als derselbe nämlich auf dem Kreuzigungshügel betete, erschien ihm ein Engel, brach eine Frucht von dem Baume und belehrte ihn über dieser Frucht Bedeutung. Peter brachte dieselbe zu Papst Urban, welcher auf dem Concil zu Clermont dem zuerst vor ihm niederknieenden Ritter aus derselben fünf rothe Tropfen nach der Zahl der Wunden Christi auf den Mantel sprengte: das war das siegespendende Kreuz der ersten Kreuzritter!

Als aber Jerusalem aufs neue in die Hände der Ungläubigen fiel, traf schweres Unheil auch den heiligen Baum. Ein Verräther, ein Renegat aus den Templern, gab dem bösen Sultan Saladin Kunde von dem Baume, und Saladin ruhte nicht eher, als bis er mit den anderen Christen auch den

Orden vertrieben und den heiligen Baum durch Zaubermacht zersplittert hatte.

Ahnungsvoll jedoch hatte ein Comthur der Templer kurz vor dem Abzug aus der heiligen Stadt ein Reis vom Blutbaume gebrochen und mit sich in das Elend — man bezeichnete also das Ausland — genommen. Dieses Reis blieb während der ruhelosen Wanderschaft der Templer frisch und grün. Und als es endlich Friedrich von Alvensleben, der dem Orden zur Rettung auf Markgraf Waldemars Rat das Kleid der Johanniterritter anzog, nahe der neuen Ordensveste Sonnenburg in den Erdboden senkte, schlug es Wurzeln und erwuchs schnell zu einem starken Baume. Oft sah man an dieser Stätte, dort wo jetzt die Oberförsterei Zimmritz erbaut ist, die alten Templer versammelt.

Auf das ganze Ordensland strömte ein Segen von dem Blutknödelbaum aus. Der Westwind trug den Hauch vom heiligen Baume über dieses Land, welches man jetzt Kreis Oststernberg nennt, welches aber von alten Zeiten her und im Munde der Leute noch immer wegen der vielen und schönen dort wachsenden Knödelbäume den Namen „Knödel-land“ trägt. Dort ist's anders mit den Knödeln, wie sonst der Fall; hab's selbst mehr denn sechs Jahre lang an Ort und Stelle erprobt, und vorher wie nachher im lieben deutschen Vaterlande mit mancher Knödel zu thun gehabt: die Knödeln im Knödellande schmecken recht angenehm und ihr Holz läßt sich namentlich für Stellmacherarbeit vortrefflich benutzen! Sie, sage lieber wir, sind mit gutem Grunde stolz auf unsre Knödelbäume im Knödellande.⁵⁰⁾

Es kamen Zeiten, in welchen, wie einst die Türken im heiligen Lande der Menschen und Bäume nicht schonten, die Kotte der Bösen aus dem Lande der ewigen Unruhe und

des Wahns verderblich im Lande des Evangeliums wütete. Das Preußenland ward von den Franzosen zertreten, und als das älteste Stück der Monarchie, die Altmark, dem Könige entrissen ward, verzagten viele Herzen auch in Berlin und in der Kurmark. Doch ob sie auch tief gebeugt waren, unerschüttert in ihrer Zuversicht blieben die Söhne des am meisten zurückgezogenen und schweigsamsten Theiles der Mark, die Leute, welche zwischen der Warthe und der Oder wohnen.

Von diesen kam im Unglücksjahre 1807 eines Tages ein Greis zum letzten selbstständigen Herrenmeister, dem Prinzen Ferdinand von Preußen und meldete: „Herr, es ist eine Zeit schwerer Noth! Die Frevler, die Kothosen, haben beim heiligen Baum ein Divouacfeuer angezündet und haben den Baum zerstört. Ich aber habe nach ihrem Abzuge unter der Asche nachgegraben. Und als ich noch eine lebenskräftige Wurzel fand, habe ich dieselbe von der Niedrung fort, durch welche so leicht Truppenzüge gehen, auf den Berg des Herrenlandes getragen, wohin nicht so leicht ein feindlicher Krieger kommt. Dort an der Grenze des Herrenlandes, bei der großen Ziegelei von Mauskow, habe ich nach alter Kunst die Wurzel neu eingesetzt.“

Prinz Ferdinand, welcher als Herrenmeister das Geheimnis des Baumes kannte, nickte dem alten Manne gnädig zu. Es waren gerade Officiere und andere Leute bei ihm, um deren willen er nichts weiter sagen konnte als die Worte: „Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten.“ Bald darauf aber war er in einer Nacht auf der Mauskower Ziegelei ganz allein, nur der Greis hatte ihn dorthin geleitet. Und er sah, wie aus der Stelle, an welcher die alte Wurzel versenkt war, drei Triebe aus dem Boden sproßten. Da leuchteten seine Augen in seliger Hoffnung auf und die

Hände über dem Kreuzgriff seines Schwertes faltend, sank er auf die Kniee, in stiller Nacht inbrünstig zum dreieinigen Gott zu beten, daß derselbe sich auf's neue erbarme über Preußens König und Land und das Volk, welches das erste sein soll im evangelischen Glaubensleben.

Immer böser wurden die Zeiten und das Jahr 1812 sah die Preußen sogar in der Heeresfolge des Corsen wider die alten Freunde, die Russen. Auch Prinz Ferdinand war das Herz sehr schwer. Da trat im October 1812 jener Greis aufs neue vor den Prinzen hin und überreichte denselben drei reife Blutknödeln mit den Worten: „Herr, die Erstlinge, eine von jedem Stämmchen.“^{50b)}

Prinz Ferdinand wog die drei kleinen Früchte, sie lange sinnend betrachtend, in der Rechten. Dann sprach er feuchten Auges: „Sieben Jahre der Trübsal! Nun aber ist die Zeit da! Gott will es, Gott will es!“

Alsdann gebot er, alle übrigen sollten sich entfernen, und gab dem Greise geheime Weisung in folgendem Befehl:

„Mein alter, lieber Getreuer: noch einmal, zum letzten Mal entbietet dich der Herrenmeister in der alten Weise, die alt und überjahret und zu Ende ist. Du weißt, und du allein verstehst außer mir, was solches bedeutet: mein Orden ist dahin, mein Ordensland ist nicht mehr. Und ich, ein kraftloser Greis, kann jetzt in der neuen Zeit das Schwert nicht mehr schwingen. Doch des Alters Vorrecht, zu segnen, zu mahnen, zu treiben, das will ich üben. Auch will ich Sorge tragen, daß der Templer und Johanniter ältestes Gelübde, Kranke und Gebrestige zu pflegen und zu schirmen, in dem neuen Kriege und der ganzen Folgezeit wieder zur Beachtung und zur Geltung komme, wie bisher noch nie. Gelobt sei Gott, daß mir noch vergönnt ist, die Morgenröte

einer neuen Zeit, auch einer neuen Zeit für meinen Orden, zu erblicken. Doch jetzt, was zunächst die Zeit erfordert. Geh, bringe als Bote des Herrenmeisters diese drei Blutknödeln an die drei Männer unsres Volkes, welche jetzt allen andern voranstehen müssen. Gib die eine an den General von York, den sie den eisernen Vater Isgrimmi nennen, und sage ihm: „Für's Leibregiment!“ Die andre reichst du an den Herrn von Oppen, den freiwilligen Reiter auf flüchtigem Roß. Die dritte trage zu Hauptmann Grolmann, dem Denker! Sage allen dreien: die alte Sage der Wenden, welche einst den märkischen Boden bewohnten, ist erfüllt; daß nämlich eine Zeit sein werde, in welcher sich ganz Deutschland unter einem Birnbaum werde versammeln können. Es giebt in diesen Tagen kein andres Deutschland mehr, als dasjenige, welches in den Herzen der Männer lebt, die an Brandenburg-Preußen nicht verzagten, und diese werden sich unter der roten Adlersfahne im Lande der knorrigen Knödeln jetzt sammeln, von der Oder her die heiligen Kreuzeszeichen Alldeutschland voranzutragen. Sage York ~~und~~ Oppen und Grolmann: Es gilt den Kreuzzug, gilt den heiligen Krieg. Mit ihnen sei des Herrenmeisters und des Himmels Segen.“

Der Alte ging, des Prinzen Befehl auszuführen. Er blieb hernach bei York, bis dieser bei Tauroggen zu den Russen trat. Dann wollte er zum Prinzen zurückkehren. Doch nicht mehr bis Berlin, nur noch zurück in das Johanniterland vermochten ihn seine Füße zu tragen. Als er den Hügel zwischen Beaulieu und St. Johannes bei Kriescht überschritt und den Turm der Sonnenburg wieder erblickte, sank er zur Erde nieder und man gab ihm die Stätte der letzten Ruhe dort, wo der Wind durch die Kronen von Knödelbäumen rauscht.

Sein Herr vermochte noch, die volle Entfaltung der Kräfte einer neuen Zeit in Thaten heiliger Begeisterung und liebevoller Samariterthätigkeit zu schauen: der Lebensabend des letzten selbstständigen Herrenmeisters der alten Art ward auf das Schönste verklärt in all dem Dienst der Liebe, die auch das Leben zu lassen weiß für die Brüder.

Und der Blutknödelbaum zu Mauskow?

Nie ist wieder ein Herrenmeister noch sonst jemand, der ihn besonders auffuchen wollte, zu ihm gekommen. In stiller Einsamkeit rauschten die aus einer Wurzel hochgewachsenen drei Stämme mit ihren gewaltigen Kronen, vom Westwind sanft bewegt, dazu, als mir ein hochbetagter Mann das erste Mal etwas von denselben erzählte. Ich kostete in manchem Octobermonat die Früchte mit dem roten Saft und freute mich des für Knödeln außergewöhnlich süßen Geschmacks. Man rühmte denselben nach, daß sie höchst heilsam seien für allershand Druck und Beschwerde. Will's gern glauben. Möchte aber vornämlich dem von so tiefsinniger Sage umschwebten Blutknödelbaum bei der Mauskower Ziegelei im Kreise Oststernberg in der Heimatserinnerung ein ehrenvoll Denkmal setzen!

4. Die Waldkapelle bei Nordhausen.

Nah dem Dorfe Nordhausen im Kreise Königsberg, bei dem Ostufer des Belgener Sees, liegen auf der Lehne des Berges Fundamente und Trümmer einer kleinen Waldkapelle. Bei dieser Kapelle hatte sich, als die Ritter des Ordens in der Neumark festen Fuß gefaßt, ein zum Kriegsdienst untüchtig gewordener Komthur angesiedelt, welcher als

Klausner wieder, ohne darob angefochten zu werden, das weiße Ordenskleid mit dem roten Templerkreuze trug.

Der Klausner hatte bei sich keine andere Gesellschaft, als ein weißes Reh mit roten Augen und eine weiße Taube mit roten Füßen. Diese beiden Tierlein waren seine Gehülfsen, wenn er ausging, Heilkräuter zu sammeln. Das Reh führte ihn zu den Stellen, an welchen er „löchriges Johanniskraut“, ⁵¹⁾ heilsam für Wunden und zur Stillung anderer Blutungen, sammeln konnte. Die Taube senkte sich auf die Stellen in feuchten Gründen nieder, auf welchen die Johannishand wuchs, aus deren Wurzeln er Pulver zu Heilung von Kopfschmerz und Geistesstörung bereitete. Viele Kranke von den Christen wie den Heiden pilgerten in Leibes- und Seelennot zu dem alten Klausner.

Und noch immer waltet er wundersam an jener Stelle. Manch einer, der im Jahre an „schwerer Not“ gelitten, womit das Volk in seiner Weise Starrkrampf, gefährliche Bewundung oder geiststörende Krämpfe bezeichnet, begiebt sich am Johannistage allein zur Waldkapelle, kniet, während die Mittagsglocken der umliegenden Dörfer anschlagen, zwischen dem Trümmergestein nieder und spricht das Ave Maria und Vater Unser.

Danach vermag er, zum See niedersteigend, unten den Klausner-Tempelherrn zu erblicken, welcher je nach Bedürfnis des Leidenden auf die Gestalt eines weißen Rehes oder die einer weißen Taube deutet. Wo diese stehen, da findet sich das ersehnte Gewächs, Johanniskraut oder Johannishand, welche nirgends in der Neumark so heilkräftig wachsen, als bei den Seen von Belgen und von Nordhausen.

5. Krebs und Kirche von Mohrin.

„Die Stadt Mohrin hat immer Aht,
Ruft in den See bei Tag und Nacht.
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß der große Krebs!“

Seitdem Kopisch also gesungen, weiß im lieben deutschen Vaterlande jedes Kind etwas von dem großen Krebs von Mohrin:

„Der ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.“

Wie aber ist die Stadt Mohrin und daselbst die Kirche, deren Grundstein auf dem einen Ende der den Krebs fesselnden Kette liegt, zu solchem Wächteramt gekommen? Was hat es überhaupt mit diesem großen Krebse auf sich, von dem es so beängstigend heißt:

„Er wend't sich oft, und kommt er los,
So ist's ein Unglück für das Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.“

Ja, hierauf giebt Kopisch keine Antwort. Und in der That ist's selbst in der Neumark kaum noch jemand bekant, was es mit dem großen Krebse auf sich hat. Vor etwa dreißig Jahren freilich erzählte manch Alter beim Kaminfeuer und auf der Ofenbank, wo ich dazumal oft genug mein Plätzchen hatte, noch folgende Mär.

Die Kreuzesheere hatten einen schweren Stand in den Kämpfen mit den Heiden der Neumark, so oft dieselben gegen sie mit der großen Drachensahne anrückten.⁵²⁾ Dann gab es für die Christen niemals Sieg. Sie konnten froh sein, wenn sie ohne zu großen Verlust aus unentschiedener Schlacht abzogen. Und verwunderlich genug: an den Tagen nach den

Gefechten war nie mehr ein Toter auf den Feldern zu sehen, auch wurde nie ein Gefangener zur Auslösung angeboten.

Als die Ritter bereits den Kampf aufgeben wollten, kam endlich einmal ein Vermißter wieder und erzählte schier Unglaubliches.

„Ich wurde,“ lautete sein Bericht, „mit den Toten und Gefangenen nach dem Lager der Heiden auf dem Berge am See geschleppt. Dort stürzten die Heiden sämtliche Tote sofort den steilen Abhang hinab in den See, wo dieselben unzähligen Krebsen zur Speise dienten. Die lebendig Gefangenen wurden vor ein großes hölzernes Gözenbild geführt, welches hoch oben am Rande eben dieses Bergabhanges stand. Dasselbe war schrecklich anzusehen. Seine Gestalt war die eines Drachen. Am Kopf ragten zwei Hörner, wie Mondhörner, empor. Statt der Arme hatte es zwei große Krebssehernen und in der Rechten von diesen ruhten zwei Speere. Diesem Gözen zum Opfer wurden die Gefangenen von Heidenpriestern mit steinernen Messern erstochen, ihr Blut gegen das Bild gesprengt und dann auch diese Leichen in den See gestürzt. Mich erwartete gleichfalls dieses Geschick. Doch fiel ich beim Beginn des Greuels infolge schwerer Verwundung und vor Schreck in tiefe Ohnmacht. Da müssen mich die Heiden für tot gehalten und ohne weiteres in den See geworfen haben. Ich erwachte von der Kühle des Wassers, welches mich umging, und fand Kraft genug, ins Rohr zu kriechen. Dann entkam ich glücklich im Dunkel der Nacht. Schrecklich war alles, was ich sah. Das Schrecklichste aber ist dieses, daß mitten unter den Krebsen des großen Sees ein ungeheurer Drache umherschwamm, anzusehen wie das hölzerne Gözenbild oben auf dem Berge. Derselbe konnte sich hoch aufrichten, klappte die Scheerentaken mit großem Geräusch auf

und zu und riß den Rachen, aus welchem eine feurige Zunge herauslohte, so weit auf, daß er gleich einen ganzen Menschen verschluckte. Sobald die Heiden oben vom Berge herab sahen, daß der Drache sich im Wasser aufrichtete, begannen sie, mit den Waffen Getöse zu machen und sangen in der Heiden-
sprache etwas, was entsetzlich klang. Ich meine, jener Drache ist der Teufel selbst. Daß er anstatt der Krallen, welche die Drachen in den Ländern des Mittelmeeres haben, hier Krebs-
scheeren an sich hat, ist sicher in diesem Sumpf- und Krebs-
lande den Heiden zu Liebe, welche ihm hier opfern, geschehen. Gegen den leibhaftigen Satan aber vermögen wir für jetzt nicht aufzukommen. Darum rate ich, laßt uns zunächst über die Oder zurück in das Christenland gehen und erst nachdem wir einen besonderen Segen vom heiligen Vater in Rom erhalten haben, den Kampf hier neu beginnen.“

Alle, die das hörten, stimmten diesem Vorschlag bei und der Rückzug des Kreuzheeres wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Das war der Tag St. Johannis.

Mit Sonnenaufgang standen die Krieger des christlichen Heeres zum Abmarsch bereit und eben wollte der Herrenmeister Friedrich von Alvensleben den Befehl zum Ausbruch geben. Da trat ein großer bleicher Ritter, welcher während des ganzen Feldzuges noch kein Wort gesprochen hatte, aus der ersten Reihe vor, verneigte sich und sprach zu dem Herrenmeister:

„Herr, hört mich an. Der Rückzug ist nicht nötig. Wir bedürfen des Papstes Segen nicht: wir sind uns selbst genug!“

„Wie meint ihr das?“ entfuhr die verwunderte Frage des Herrenmeisters Munde.

Der bleiche Ritter fuhr fort: „Herr, gedenket der alten

Brüderſchaft! Ihr wiſſet, ich bin der älteſte von euren früheren Templer=Comthuren. Niemand kennt wie ich die Zauberei der Ungläubigen und niemand verſteht wie ich derſelben zu begegnen. Als ich geſtern die Erzählung des Geretteten vernahm, wandte ich mich im Gebete nach des Tempels Weiſe zu dem Herrn der Heerſcharen. Da ward mir eine Offenbarung, wir ſollten heute, als am St. Johannis=tage, noch einmal den Streit wagen. Darum bitte ich, führt jetzt das Heer nicht zurück, führt uns gegen den Feind!"

Unwilliges Murren erhob ſich von allen Seiten und zweifelhaft, was er thun ſolle, verſuchte Friedrich von Alvens=leben in den Geſichtern der Unterführer zu leſen.

Da ſprach der bleiche Ritter weiter: „Herr, ihr gehört ja auch zu uns und euer Herz iſt bei uns. Geſtattet wenigſtens mir und den Brüdern vom Tempel, das Kreuzesſchwert zu erheben. Das übrige Heer möge zuſchauen, und hilft uns Gott und St. Johannes, vollenden was wir begonnen.“

Solche Bitte konnte nicht abgeſchlagen werden.

Schnell thaten die ehemaligen Templer die neu angenommene ſchwarze Kleidung der Johanniter von ſich und zeigten ſich wieder in dem weißen Templergewande, geſchmückt mit dem roten Kreuze. Das Kyrie=Eleiſon ſingend, rückte die kleine Schar dem alten Comthur nach über das Blachfeld am See auf den Berg der Heiden los.

Die Sonne ſtand in Mittagshöhe. Da begann im großen See ein fürchterliches Toſen und plötzlich erhob ſich inmitten des Waſſers ein entſetzliches Ungeſtüm: ein Drache mit weitem feuerhauchenden Rachen und mit Tazen wie Krebsſcheeren, welche auf= und zuklappten. Er ſchoß aus dem Waſſer ans Land und wälzte ſich den weißen Rittern entgegen. Da frohlockten die Heiden, welche in zahlloſer Menge auf und

an dem Berge standen und verwundert nach der kleinen Schar der Ritter hinblickten. Denn sie wähten, ihr Gott selber träte für sie auf den Plan. Den Christen aber, ob sie auch weitab standen, ward bänger und bänger; kaum vermochte der Führer Zuspruch das Fliehen zu hemmen. Denn daß die kleine Schar der Templer verloren sei und daß die Heiden alsdann mit großem Ungestüm gegen sie vorstürmen würden, schien allen außer Zweifel zu stehen.

Mit einem Male tritt der alte Comthur vor seine Gefährten hin und schlägt das Kreuz. Sofort sinkt die ganze Schar der Templer in die Kniee und alle falten die Hände über den Kreuzeschwertgriffen. Der Comthur zieht aus dem Busen eine goldene Kette, an deren einem Ende ein zum Ringe zusammengebogener eiserner Nagel befestigt ist. Diese Kette hebt er hoch empor und ruft mit lauter Stimme, daß Heiden und Christen es deutlich vernehmen:

„Seht hier, von mir, dem ältesten der Templer, bis heute geborgen eine der kostbarsten Reliquien: dieser Eisenring ist aus einem der Nägel gefertigt, welche die Hände des bußfertigen Schächers zur Seite des Herrn ans Kreuz gehftet haben. Dazu ist das Gold dieser Kette geweihtes Gold aus dem Tempel zu Jerusalem: hiermit wird Gott und St. Johannes uns hier und jetzt den Sieg über den Bösen verleihen.“

Inzwischen war der Drache ganz nahe herangekommen, richtete sich auf und wollte den Comthur mit der rechten Scheerentaxe packen. Die Heiden auf dem Berge aber entfalteten die große Drachenfahne und begannen den Berg hinabzustürmen. Da flog, von des Comthurs Hand geschickt geworfen, der Ring an der Kette dem Drachen über die Scheerentaxe und alsbald sank das Ungetüm machtlos zu

Boden. Dann sah man lange, lange Zeit nichts mehr. Denn Feld und Luft waren plötzlich voll entsetzlichen Dampfes und es brauste, als ergössen sich ungeheure Wasserströme in gewaltige Tiefe. Zwischeninne war ein jämmerliches Schreien und wildes Fluchen der Heiden zu vernehmen.

Endlich wurde es still und der Dampf verzog sich. Die Templer knieten noch immer betend an derselben Stelle. Doch welches Wunder? Zwischen dem Berg und dem Gefilde, auf welchem die Templer knieten, glänzte ein neues Gewässer. Jenseits des Gewässers, nahe dem Berge, sah man den alten Comthur liegen, wie derselbe das eine Ende der goldenen Kette fest in der Hand hielt, deren anderes Ende ins Wasser gesenkt erschien. Oben auf dem Berge liefen die Heiden in offener Verwirrung durcheinander. Da durchflammte neuer Mut das Christenheer: eiligen Laufes stürmten seine Scharen an dem See entlang den Berg aufwärts. Das ganze Heer der Heiden wurde vernichtet, das Drachenbild des Gözen zersplittert und verbrannt.

Nachdem der Sieg gewonnen, suchte Friedrich von Alvensleben den alten Comthur auf und gebot, denselben zu sorgfamer Pflege in das Lager zu bringen. Der aber wehrte es ab: „Laßt hier mich sterben! Nehmt auch nicht die Kette aus meiner Hand.“

Dann bat er, es möchten sich alle Führer des Christenheeres um ihn versammeln, und teilte denselben noch Folgendes mit:

„Als ich den Drachen zu Boden riß, zuckte derselbe mit seinem Leibe tief in den großen See zurück, indes von seinem Wutschnauben und Feuerhauch das Wasser dampfte. Seine niederfallende Scheerentake schmetterte auf mein Haupt nieder und traf dasselbe mit tödlichem Streich. Von der Kette fest-

gehalten, schlug sie auf das feste Land und riß in dasselbe ein tiefes Loch, in welches alsbald Wasser aus dem großen See nachströmte. Ein Ruck der Scheerentage des Drachen hatte mich weit fort von meinen Brüdern an den Fuß des Berges geschleudert. Schon naheten sich mir die Heiden, welche mit der Drachenfahne gegen uns den Berg herabstürmten. Da, als ich meine Seele Gott befohl, erschien St. Johannes, trat auf des Drachens Scheere, welche er gänzlich in die Tiefe drückte und blendete der Heiden Augen, daß dieselben an mir vorbei auf die Tempelbrüder losstürzten und von den eiligst heranschießenden Gewässern verschlungen wurden, bevor sie jene erreichten. Auch als die Heiden endlich den Andrang der Bogen bemerkten und zurückflohen, schützte mich St. Johannes, der mir noch gebot, die Kette ja unablässig fest zu halten und erst verschwand, als kein Heide mehr hier unten war. Nun bitte ich euch, genau nach meinem letzten Gebot zu verfahren. Ich darf die Kette nicht loslassen, sonst würde der Böse wieder frei. Darum, wenn meine Seele zu Gott gegangen, so tragt meinen Leichnam den Berg hinauf bis dahin, wo bisher das Götzenbild der Heiden stand. Schreitet nur langsam aufwärts, daß ihr die Kette nicht zerreißt, wenn dieselbe sich während des Vorwärtsbringens wegen der in ihr beruhenden heiligen Weihe wunderbar ausdehnen wird. Liegt mein Leichnam an der richtigen Stelle, so grabt unter mir und die Kette entlang so tief, bis ihr auf Wasser kommt. Dann senkt mich und die Kette in die Tiefe, nur legt zuvor die Faust mit dem Ende der Kette auf mein Herz. Und genau auf diese Stelle legt den Grundstein zu einem neuen Gotteshause für den einen wahren Christengott. Mag sich dann Satan, der ja am Leben geblieben, aber durch die Macht des Herrn in Fesseln gelegt

ist, regen in der dunklen Tiefe: die Kirche und das Volk des Herrn wird unerschüttert, unangefochten dastehen."

Nach solchen Worten schloß der alte Comthur die Augen für immer. Das dankbare Christenheer führte seinen letzten Befehl getreulich aus. So viel Mühe es machte, man senkte ihn samt der Kette bis hernieder zur Wassertiefe und errichtete ein Gotteshaus über dem Grabe an der Stätte des früheren heidnischen Gräuels. Bald entstand, wo die Heidenstadt gewesen, eine Christenstadt, welche freilich den alten Namen „Mohrin“, d. i. „Platz der Geopferten“, auf sich übernahm. Dem Gefilde, auf welchem die Templer gekniet, ward der Name „Beterfeld“ zu Teil. Eine spätre Zeit, die des ehrwürdigen Alten nicht achtete, veränderte wegen der reichen Ernten auf jenem Felde den Namen in Butterfeld und die Ortschaft bei demselben ward Butterfelde genannt. Die spätre Zeit hat eben alles verändert!

Wohl regt sich, namentlich wenn es in langen Wintern wüßt im Kampf der Elemente und wüßt in den Köpfen müßiger Menschen hergeht, der Krebsdrachen im Grunde und es durchzittert die Neumark, die ganze Welt, als wollte das Ungeheuer des Abgrunds hervorbrechen, alles Gute zu vernichten.

Aber droben wacht die Kirche des Herrn: da hat es keine Not!

6. Du winkst: ich gehe!

Nach der großen Niederlage im Westen der Neumark beim Mohriner See sammelten sich die Heiden zum nochmaligen Kampfe gegen die Ordensritter im Osten des Landes

bei dem See von Tankow, an welchem Orte sie bis dahin gewohnt gewesen waren, das Fest der Sommer Sonnenwende zu feiern.⁵⁸⁾ Diese Stätte lauter Fröhlichkeit ward, allem bisherigen Brauch entgegen, mit einem Mal kriegerischen Getümmels voll.

Die Ritter des Christenheeres waren guten Mutes, als sie das Heer der Heiden erreichten. Denn Friedrich von Mvensleben erinnerte sie daran, daß einst Josua im Lande Canaan die Heiden in der Schlacht am See Merom noch weit ärger auf das Haupt geschlagen habe, als es ihm in der ersten Schlacht bei Gideon und im Thale Mjalon gelungen war. So würde es auch ihnen, den neuen Gotteskämpfern ergehen. Der Sieg am Berge von Mohrin sei der erste große Sieg in diesem Lande gewesen. Jetzt noch die eine Schlacht hier am See: dann sei die Herrschaft gesichert.

Es geschah, wie sie geglaubt. Wohl waren die Heiden den Rittern an Zahl überlegen. Aber der Herr stritt auch hier für die Seinen. Viele Heiden sanken unter den Schlägen der Kreuzeschwerver in den Staub, eine noch größere Anzahl derselben verschlang das Wasser des Sees.

Nun hatten aber die Heiden auch ihre gesamte Habe, dazu die Frauen und Kinder bei sich im Lager gehabt. Das Vieh und das andere Gut war dem Christenheere eine willkommene Beute. Aber was sollte mit den Weibern und Kindern geschehen? Die meisten Christen waren ja Ordensleute!

Die Meinungen gingen weit auseinander. Die alten Ritter vom Tempel sprachen für Schonung der Wehrlosen. Was Josua und die Kinder Israels den Leuten von Gideon und auch sonst schönen und willigen Gefangenen aus den Cananitern gewährt, das könne jetzt wieder geschehen: sie

sollten zu Dienst den Christen weiter leben. Vielleicht befehre sich auch mancher zum rechten Glauben. Dagegen sprachen die Johanniter, indem sie geltend machten: Der Heidenweiber wären zu viele. Dieselben würden in der heranwachsenden Heidenjugend Troß und Feindschaft stets rege erhalten und möchten zudem manchem schwachen Christen gefährlich werden.

Gern hätte sich Friedrich von Alvensleben auf die Seite seiner alten Genossen vom Tempel gestellt. Aber da gab der Legat des Papstes den Ausschlag, indem er mit dem Zorn des heiligen Vaters drohte und auf das Wort der Schrift im Richterbuche hinwies:

„Ihr sollt sie verbannen; sonst sollen sie euch zum Strick und ihre Götter zum Netz werden.“

So erging denn Weisung und Befehl, Kinder und Frauen im Heidenlager zu töten.

Als nun die christlichen Krieger halb unwillig, halb lüstern auf das Heidenlager zuschritten, kam ihnen aus demselben ein langer Zug von Jungfrauen entgegengewallt, alle mit schönen weißen Kleidern und festlichem Schmuck angethan und grüne Kränze in den Haaren. Voran schritt die Königstochter, eine liebliche Jungfrau mit schelmischen Augen und mit anmutigem Lächeln auf den rosigten Wangen. Gar holdselig klang ihre Stimme, als sie vor Friedrich von Alvensleben sich tief verbeugend zu reden begann:

„Herr, wir sind dein! Laß Frieden, laß Freude walten nach so vielem Leid und Weh. Vernimm meine Bitte und gewähre uns Gnade. Wäret ihr nicht gekommen und hättet uns die Väter und die Brüder genommen, so würden wir heute und hier das Sommerfest unsres Volkes feiern und hielten fröhliche Tänze. Ach, wir müssen vergessen, was ge-

schehen, was nicht mehr zu ändern ist, daß unsre Väter und Brüder keine Feste mehr feiern können. Doch sei du nun unser Vater und laß, den Bund der Gnade zu bestätigen, hier deine jungen Krieger mit uns tanzen auf grünem Plan.“

Wie gern hätte Friedrich von Alvensleben solcher Bitte Gewähr geleistet! Schon hob er die Rechte, sie schützend und segnend auf das Haupt des schönen Königskindes zu legen: da schob sich ein dunkler Schatten zwischen beide. Finster blickend war der Legat des Papstes herzugetreten und fuhr ihn an:

„Für Ordensritter giebt es keinen Tanz als den der Schwerter! Wehe dir, lässest du diese Teufelin nicht eiligst zur Tiefe fahren!“

Da mußte Friedrich von Alvensleben sein Herz bezwingen, denn er mußte an die ihm und dem Orden vom Born des Papstes drohende Gefahr denken. Thränenden Auges winkte er das bittende Königskind von sich ab mit den herben Worten:

„Kind, meine Reiter im schwarzen Kleide
Sind keine Tänzer, kennen nicht Lust, nicht Freude!“

Ein furchtbarer Wehschrei der ganzen Mädchenschar durchzitterte alsbald die Luft. Und plötzlich wandelten sich bei der Königstochter Gestalt und Ansehen. Riesengroß hochauferichtet, blitzenden Auges, als sei's nicht eine Jungfrau von siebzehn Jahren, sondern Gott weiß was für ein Wunderwesen, stand sie da und schrie mit furchtbar kreischender Stimme auf den Legaten und auf Friedrich von Alvensleben zu:

„Du winkst. Ja wohl, ich gehe.
Doch wo ich stehe,

Soll immer in Mannesjahren
Der Beste zur Tiefe fahren!"

Ob noch jung an Jahren, war sie in die Zauberkunst der Heiden bereits vollständig eingeweiht, diese Prinzess. Sich wendend beschrieb sie mit der rechten Hand einen Kreis in der Luft und murmelte einige Worte in der Heidensprache.

Und siehe, plötzlich wirbelten die Wasser des nahe liegenden Sees in großer Unruhe hoch auf. Wie weiße Krosse anzusehen eilten mächtige schäumende Wogen über das ebene Land und entführten die weißgekleidete Mädchenschar überschnell nach dem Heidenlager zurück. Der Boden zitterte bis zu der Stelle heran, wo die Ritter und Krieger sich befanden. Kaum konnten dieselben mit den Augen folgen, so schnell sank das ganze Heidenlager mit allem, was sich darin befand, in die Tiefe. Ein mächtiger Wassersturz vom See her deckte den Abgrund wieder zu und wie gierig nach noch mehr Beute spülten lang sich hinziehende Wellen heran an die Füße der Männer und Krosse im Christenheer.

So lange die Gewässer noch tobten, schwebte die Königstochter, bald höhnisch winkend, bald grimmig drohend über dem Wogengekräusel. Zuletzt, als die Gewässer stille wurden, sank auch diese den übrigen nach zur Tiefe.

Schaudernd hatten die Christen diesem entsetzlichen Schauspiel zugesehen. Die meisten jammerten in Ärger und ohnmächtiger Wut, daß die schon sicher geglaubte Beute ihnen entzogen ward. Thränen tiefsten Mitleids hatte nur einer, der edle Friedrich von Alvensleben, in dessen Haus und Familie es ja ohnehin schöne, von der Ahnfrau ererbte Sitte war, den Kleinen und Hülflosen freundlich und gefällig zu sein. Aus Achtung vor dem schrecklichen Verhängnis, welches hier den unschuldigen Rest des Wendenvolkes getroffen und

aus Scheu vor der Drohung aus dem Munde der Prinzeß verbot Friedrich von Alvensleben seinen Templern und Johannitern, am See von Tankow Wohnung zu nehmen: „auf daß nicht böses Geschick spätre Christen hier treffe und die Zauberin mit einem der besten in Mannesjahren zu üblem Tanze abfahre.“

So lange er als Herrenmeister gebot, blieb's öde am Tankower See. Man überließ das Land dort den Schatten der Wenden, die in der Schlacht gefallen, ihrer Frauen und Kinder, welche durch Zaubermacht zur Tiefe gestürzt wurden. Und von der Zeit mag's herrühren, daß man sich ganz geheim in der Neumark erzählt, dort hielten in der Johannisnacht zur Zeit der Sommersonnenwende Geisterscharen ihre alten Feste und Reigentänze.

Spätre Ansiedler, die aus dem Reiche neu ankamen, kümmerten sich nicht um die alten Geschichten. Das Land war offen und war gut. Und es ging den Leuten dort sehr gut, geht ihnen noch immer sehr gut. Nur ein unheimliches Geschick lauert trotz allem und allen noch immer am See von Tankow und bricht unversehens herein.

Von Zeit zu Zeit, die Reihe der Jahre ist nicht bestimmt, fängt zur Sommerzeit einer der besten Männer aus denen, die am See ein freies Eigentum haben, an, unablässig nach dem See hinzustarren. Er wähnt eine weißgekleidete Jungfrau auf dem Wasser zu sehen, die ihm winkt. Unwiderstehlich zieht es ihn zu ihr hin und zu ihrem Entsetzen bekommen seine Hausgenossen und Gefährten aus seinem Munde die halblaut gesprochenen Worte zu hören: „Du winkst; ich komme!“

Dann hilft kein Sorgen, kein Wachen: solches Unglücklichen Seele ist verloren! Eines Abends hört man bis Büßow

hin ein entsetzliches Rauschen und Klatschen wie von wild rauschendem Wasser:

„'s ist wieder in Mannesjahren
Der beste zur Tiefe gefahren.“

7. Der Teufel und der Müller.

Kein Müller in der Neumark geht zum Teufel, sie sitzen alle in guter Ruhe! Das verdanken dieselben dem Müller von Tschernow. Der hat den Schwarzen so abgefertigt, daß derselbe mit den Weißbröcken nichts zu thun haben mag.

Als nämlich die Kreuzesheere das Land an der unteren Warthe eroberten, rotteten sie dort wie anderswo die Heiden aus. Da aber der Herrenmeister, Friedrich von Alvensleben, von vornherein darauf bedacht war, an der günstig gelegenen Stelle beim Zusammenfluß der Lenze und der Postum ein Schloß und eine Stadt zu errichten, befahl er, die dort bereits gelegene Mühle und den Müller darin zu schonen. Er berechnete weislich, daß die Ansiedler zwar alles Hausgerät mitbringen, auch Früchte aller Art bauen und zu Speise ohne weiteres bereiten könnten. Aber das Korn, auch das aus der Ferne mitgebrachte, mußte doch immer erst zu Mehl gemahlen werden, ehe man Brod daraus bereiten konnte. Und erst eine neue Mühle bauen: das war in dem verwüsteten Lande schwierig!

Zwar meinten viele Ritter, es thue nicht gut, einem Heiden das Korn der Christen anzuvertrauen und warfen dem edlen Alvensleben vor, er schonen diesen Ungläubigen nur, weil er selbst einmal einen weißen Rock getragen und als Templer mit Ungläubigen Verkehr gepflogen habe. Allein

dieses Mal setzte der Herrenmeister seinen Willen durch: der Müller blieb unangefochten. Nur wurde seine Wohnung und Mühle aus dem Schloß- und Stadtgebiet ausgeschieden und dem Dorfe Tschernow zugewiesen. Denn nimmer durfte der Ungläubige das Bürgerrecht der Christen haben; mit den Dörfern nahm man das von alters her nicht so genau. Auch wollte man ihn möglichst fern haben, wenn einmal der Teufel den alten Heiden holen würde.

Über vierzig Jahre waren vergangen. Friedrich von Alvensleben, der dem Müller stets wohlgewollt und ihn nach Kräften beschützt hatte, war längst zur letzten Ruhe eingegangen, und des Müllers Haar war so weiß wie der Mehlstaub auf seinem Kittel. Da kam endlich der Teufel zur Sonnenburg geflogen und verkündete mit großem Geschrei: jetzt gelte es dem alten Müller. Die Ritter hätten längst gern einen christlichen Müller aus dem Reich gehabt und hatten lediglich aus Respect vor dem verstorbenen Herrenmeister den Alten geduldet. Nun kamen sie, herzlich froh der Ansage des Teufels, in großer Menge aus dem Schlosse gelaufen, die Höllenfahrt des Müllers mitanzusehen und Gewißheit zu haben, daß sie ihn wirklich los seien.

Wie nun der Teufel auf die Mühle loshint, tritt der Müller heraus, grüßt ihn und fragt nach seinem Begehr. Da kündet ihm der Teufel an, wer er sei und daß er ihn zum Lohn für allerhand Sünden, als da sind Kornabstreichen, Übermeßen und sonstiges heidnisches Wesen mit sich nehmen wolle.

„Auf denn, Alterchen,“ rief er, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, „nun hin nach den Piesebergen⁵⁵⁾ bei Küstrin. Da giebt's für Leute deines Schlages tüchtig Arbeit. Oben mahlt ihr mir im Winde den Sand recht fein und streut mir

den weißen Staub hübsch auf die Felder und Wege. Unten arbeitet ihr mit Wasserkraft und verderbt den Schiffen und Fischern das Wasser der Oder. Das giebt dann bei den Leuten ein Räsonniren und Fluchen allerwärts und jederzeit, für uns beide eine Herzensfreude! Nicht?"

Und mit gellendem Lachen schüttelte er dem alten Müller die Hand, daß den Rittern angst und bange wurde, jene beiden möchten handelsteins werden und wer weiß was für Unheil ausflügeln, wobei sie zu guterlezt noch ganz besondern Schaden hätten.

Der Müller brummte indessen vor sich hin: „Na, wenn ich auch den Schwarzmänteln vom Orden und den Grünen aus dem Reich noch gern manchen Schabernack spielte — aber dir zu Dienst und Liebe thue ich's gewiß nicht. Dafür bin ich denn doch zu gut. Darf's auch um des hochwürdigen Alvensleben willen den Christenleuten nicht anthun, mit denen ich diese vierzig Jahre lang ganz gut fertig geworden bin und die mir darüber auch ein wenig an's Herz gewachsen sind.“

Dann nahm er sein Käppchen ab, drehte dasselbe einige Male zwischen den Händen hin und her, warf es einem in der Nähe weidenden alten Schimmel auf den Hals, blinzelte verschmizt mit den Augen und sprach langsam und deutlich zum Teufel:

„Um, wenn es denn sein soll, mir ist es schon recht. Doch du wirst zu guterlezt mit mir altem Manne ein wenig Nachsicht haben. Ich mag hier nicht vor aller dieser Ritter Augen den Leuten zum Spott von dir hart angefaßt und schnell abgeführt werden. Dir kann's ja nicht darauf ankommen, ob die da — er deutete mit der Hand nach der Sonnenburg — hinter mir her lachen. Laß uns, darüber

werden sie sich noch gleich jetzt tüchtig ärgern, als gute Freunde zusammen auf meinen Wagen steigen. Mein alter Müllerjocher, der Schimmel dort, mag uns in ruhigem Trott die paar Meilen nach den Piesenbergen fahren. Und dann: man zu!“

Der Teufel, höchst erfreut, daß der alte Müller so gar keine weiteren Umstände machte, ging gleich auf diesen Vorschlag ein und weidete sich schon im voraus an dem Zürnen und Schelten der Ritter, das gleich zu Tage treten würde. Dumm, wie er einmal ist, bedachte er nicht, daß der Müllerschimmel selber ein alter Satan war, der, viel älter und gewitzter als er, ihm, dem schwarzen Hinkpot der Neuzeit, die alte Freundesseele schon lange nicht lassen würde.

Dem Müller beim Anschirren behülflich zu sein, geht der Teufel auf den Schimmel zu und will demselben den Schwanzriemen umlegen. Da nickt der Müller und der Schimmel wiehert hell auf:

„Chreschoan, paß up!“

Chreschoan, haack up!“⁵⁶⁾

Und krach! hat der Teufel eins mit den Hinterhufen vor die Stirn weg, daß ihm die Hörner nur so wackeln. Der alte Müller aber ist mit einem Satz auf des Schimmels Rücken; das Springen verstand er ja vom Einthüren der Mühlflügel her.

Dann hörten die nicht wenig verwunderten Ritter, wie der Schimmel dem am Boden strampelnden Teufel noch höhrend zurief:

„Du Dämelak, de Möller un ich,

Wi forjen allene vor unse Glück!“

Und hoch in die Luft hinein ging es, abwärts von den Piesebergen im Westen, dem Aufgang der Sonne zu, viel-

leicht nach dem Morgenstern, auf dem ja wohl Platz ist für die Sonnen und andre Heidengelichter.

Wohin es gegangen, das kümmerte die Ritter und andern Christen wenig. Sie waren froh, den alten Heiden und seinen Satan von Schimmel, die nie die Säcke so voll Mehl nach dem Schloß und der Stadt zurückgebracht hatten, als sie dieselben voll Korn herausgeholt, los zu sein.

Christliche Müller aus dem Reiche kamen bald an die freigewordene Stelle und setzten sich schnell in der ganzen Neumark fest. Ob der Tausch des Glaubens für die Mahlkunden vorteilhaft war, davon giebt es keine Kunde. Unbekannt ist nur und steht unanfechtbar fest: daß weder an der unteren Warthe noch sonstwo in der Neumark ein tüchtiger Müller in seinem Geschäft zu Schaden kommt und daß ein solcher niemals hops zum Teufel geht.

Wie wird sich denn auch der Teufel, der gleich das erste Mal, wo er einen neumärktischen Müller holen wollte, das Nachsehen gehabt und lediglich tüchtig verbeult worden ist, je wieder an einen Weißbrock machen!

8. Bielenzig und der Ankensee bei Gleisen.

„Ankensee sagen sie jetzt:

Ankensee hat's früher geheiß'n.“

Friedrich von Albenleben wollte die Herrschaft des Kreuzes Christi so weit ausbreiten, als ihm irgend möglich war. Er hatte im Norden der Warthe glücklich die Grenze des Ordensgebietes der deutschen Ritter erreicht und bis dorthin die Heiden vernichtet. Nun zog er über die Ordensveste Sonnenburg südwärts hinaus und dem Lauf der

Lenze und der Postum aufwärts folgend, eroberte er das Land Sternberg.⁵⁷⁾

Da mit einem Male nahe der Postumquelle stieß er auf andre Feinde als diejenigen waren, welche er bisher im Wendenlande bekämpft. Das waren keine gedrungene, flachs-köpfige Leute, welche mit Keulen und mit kurzen Schwertern gegen seine Krieger fochten. Vielmehr waren es hagere Männer mit dunklen Haaren und dunklen, funkelnden Augen, ihre Waffen krumme Säbel, Pfeil und Bogen. Ohnehin des vielen Streitens und Kriegens müde, sandte er, bevor sie miteinander handgemein wurden, Botschaft, zu fragen, wer sie wären. Die Boten brachten Nachricht zurück: „Jene Männer gehören zu einem großen Volke, welches bis weit nach Osten hin Wohnung hat. Sie lassen dir Freundschaft und gute Nachbarschaft entbieten, wollen dir die bis hierher gemachten Eroberungen ruhig gönnen. Doch auch du sollst sie nicht beunruhigen und ihre Herrschaft über die Bewohner des Landes, welches sie gleichfalls eben erobert, nicht stören.“

Solche Kunde war Friedrich von Alvensleben sehr willkommen. Er hatte sich bereits Sorge gemacht, jene fremden Krieger möchten zu den Türken des Morgenlandes gehören und mit diesen den Templern und Johannitern noch zu wohl bekannten Feinden aufs neue anzubinden, verspürte er keine Neigung. Behmütig seufzte er nur: „Hüben wie drüben die Schwarzen über die Weißen!“ Was mußte ihn auch alles daran erinnern, daß er nicht mehr den weißen Templermantel, sondern das schwarze Johannitergewand trug!

So sandte er denn dem Führer der fremden Reiter gleichfalls Botschaft zu Friedens- und Freundschaftsgruß, stieß seine Lanze auf dem Hügel, an welchem das Kreuzheer lagerte, in den Boden und rief seinen Leuten zu: „Hier ist das

Ziel, hier endet sich's!" Dann gebot er, an eben dieser Stelle eine Grenzbeste und Warte zu errichten, bei welcher sich ein Städtlein für fleißige Handwerker und Ackerbauer erheben sollte, wie's Brauch in den Marken geworden war.

Doch solcher Bau wollte nicht zu stande kommen. So viel die Werkleute bei Tage auf dem Berge bauen und schichten mochten, über Nacht war alles verschwunden.

Ob auch die Priester den Boden weiheten und segneten, ob auch das ganze Heer fastete und Processionen anstellte: des Morgens war nichts von dem zu sehen, was tags zuvor geschafft worden war. Nach drei Wochen beschloßen die Ritter, von der unnützen Mühe abzulassen. Sie waren es überdrüssig, den Spott der Heiden ferner anzuhören, welche ihnen zuriefen: „Ne zelenje,“ d. i. „Keine Ansiedlung,“ und höhrend erzählten, sie hätten recht gut von vornherein gewußt, daß dieser Berg derartig von Quellen durchzogen sei, daß auf ihm Gebäude zu errichten und an seinen Seiten Acker anzulegen nicht möglich.⁵⁸⁾

Indes nun die Bauleute zusammenräumen, geht ein Mönch aus dem Christenheere unten am Berge nach Osten spazieren und verirrt sich dabei im Rohr und Elfengestrüpp. Vergebens sucht er nach einem Ausgang. Er will, da es mit der zunehmenden Dunkelheit sehr kühl geworden, sein Gewand fester schnallen. Neues Unheil: die Zunge in der schon alten Gurtschnalle bricht aus und geht im Morast verloren. Noch tappt er eine Weile umher, dann sinkt er von Frost und Müdigkeit überwältigt zu Boden. Da zu seinem Glück schlägt ein Hund an. Er rafft sich auf, dringt mit letzter Anspannung seiner Kräfte durch das dichte Gestrüpp und dem Bellen des Hundes nachgehend erreicht er glücklich eine aus Zweigen und Moos gefertigte Hütte. In dieser saß

bei flackerndem Feuer ein alter Heidenpriester, welcher ihn freundlich willkommen heißt, ihm gern das Gastrecht gewährt, ihm auch bereitwillig einen neuen Gurt mit fester Schnalle zum Festschürzen der Kleider giebt.

Sie essen und trinken miteinander und halten freundschaftliches Wechselgespräch. Jeder erzählt von seinem Volk, von den Göttern und von den Heiligen. Da klagt denn der Mönch, er und die Ritter hätten so gern auf dem Berge an der Grenze eine Christenstadt und ein Gotteshaus gehabt als ragende Warte in die Heidenwelt hinein. Aber hier am Ende des Landes schein die Macht der Unterirdischen, der Heidengötter, zunächst noch zu groß zu sein, daß ein christlich Werk dagegen nicht aufkommen könne. Das werde sich wohl erst ändern, wenn nicht bloß im eignen Lande, wenn auch jenseits der Grenze der Unglaube abgethan sei.

Da lacht der alte Heidenpriester ihm ins Gesicht: „Das wird sich nie ändern! Hier geht's nicht nach eurem Willen, hier könnt ihr nur wohnen, wenn ihr werdet, wie wir waren.“

„Da sei Gott vor!“ ruft der Mönch voll Entsetzen. Doch der Heidenpriester lacht weiter, steckt ihm die Zunge heraus und klopft sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand vor die Stirn. Dem Mönch ward klar, daß sein Gastgeber während des eifrigen Gesprächs und des wechselseitigen Zutrinkens des Guten zu viel gethan hatte. Schon will er, des eignen Ruhebedürfnisses eingedenk, jenen bitten, daß sie sich zum Schlafen niederlegen wollen. Da lallt ihm der Heide, vom Sitz aufspringend, mit schwerer Zunge zu: „Komm und sieh selbst.“ Er schreitet zur Thür der Hütte hinaus. Von dem Mönch ist vor der plötzlich rege gewordenen Neugier alle Müdigkeit gewichen und rüstig folgt er seinem voran-

eilenden Gastgeber ins Dunkel. Welches Abenteuer wird es geben?

Sie schreiten lange, lange kreuz und quer über Hügel, Thalsenkungen, bald über Sand und spitze Steine, bald durch Sumpf und Moor. Endlich vernimmt der Mönch ein leises Rieseln wie von Wasser, welches an Steinen herabplätschert. Indem steht sein Führer still und spricht ganz leise zu ihm:

„Was ich dir hier zeigen werde, ist ein großes Geheimnis, selbst meinem eignen Volke ist dasselbe verborgen geblieben. Nur in meinem Geschlecht hat es sich von Vater auf Sohn fortgeerbt, was für unser Volk und das Land hier ringsum von großer Wichtigkeit war. Meine Vorfahren und ich selbst sind die Priester der großen Göttin, der Mutter des Lebens, gewesen, die da Macht hat über das alles Leben der Erde erhaltende Wasser. Der Berg, auf welchem ihr eine Feste bauen und eine Ackerstadt gründen wolltet, ist der großen Göttin heilig. Derselbe ist von oben bis unten von Duelladern durchzogen und seine Wasserfülle hält nicht nur die eignen Abhänge desselben, sie hält auch weit umher das Land so feucht, daß es nur als Wiese und Elsenbruch den Menschen zu Gebote steht. Mein Volk, die Wenden, nahmen das so hin, wie es ihnen die große Göttin, die Mutter des Lebens, darbot und fanden Wohlgefallen daran, hier in dieser Gegend vereinzelt als Hirten und Jäger zu leben. Nur einen schwachen Abfluß, notwendig, daß nicht in Überfülle des Wassers der Boden sauer und unbrauchbar werde, hatte das Wasser des heiligen Berges. Wir stehen hier vor demselben. Aus einer Steinmauer, welche meine Vorfahren und ich sorgfältig in Ordnung gehalten haben, jeden vom Wasserdruck gelockerten Stein sofort wieder befestigend, träufelt der Überfluß des Wassers aus dem Berge hier zu Thal. Hier

opferten wir der großen Göttin und wachten unter Gebeten, daß alles blieb, wie es war. Sieh, das ist das Geheimnis des Berges, das ich dir anvertraue, damit du wohl belehrt den Deinigen sagest, was sie hier zu thun haben. Nämlich daß sie, nachdem sie die Erbschaft meines besiegten Volkes angetreten haben, hier auch leben, wie die Unsrigen gelebt, nicht zusammen in einer Stadt, sondern einzeln als Hirten und als Jäger. Ich habe keinen Sohn mehr, dem ich das alte Geheimnis übergeben könnte. Mein Sohn ist unter den Schwertstreichen eurer Reiter gefallen. So sei du mein Erbe. Zieh in meine Hütte, in welche der große Gott dich geleitete ohne deinen und meinen Willen. Diene hier der Gottesmutter, von welcher du mir erzählt hast, nach eurer Weise, wie ich ihr nach der meinen gedient habe, und gieb das Geheimnis immer nur an einen andern Einsiedler weiter. Möge es euch wohlergehen, wie es unserm Volke hier lange Zeit wohl-erging. Hüte dich, das Geheimnis andern mitzuteilen. Sie würden neugierig in großen Scharen herkommen und leicht könnte an dem vor dir stehenden Geschicht der Steine etwas gelockert werden. Das Wasser dahinter übt gewaltigen Druck. Bricht's einmal stärker auch nur kurze Zeit unbeobachtet durch, so ist es nie wieder zurückzuehemmen. Es entströmt dem Berge für immer und stürzt sich in die hinter uns befindliche Schlucht, bildet dort einen großen See und eilt unterhalb der Erde weiter nach Morgen zu einer andern Schlucht und von dieser aus gen Mitternacht in rasendem Lauf der Warthe zu. Dann aber wäre es nicht nur mit den Brüchen und Weiden hier herum vorbei, dann würde der Boden dort auf der Bergeshöhe so trocken, daß nicht einmal eure Weise, den Acker zu bestellen, von sonderlichem Nutzen wäre."

Nachdem er so gesprochen, entzündete der alte Heide

einen Fichtenzweig, und beim Schein der Flamme sah der Mönch eine gewaltige Steingrotte am Bergesabhang vor sich, aus welcher ein schwaches Rinnſal herniederträufelte. Der Heide ſtreute etwas in das zu ihren Füßen vorbeifließende Waſſer und murmelte Gebetesworte. Unwillkürlich betete der Mönch mit ihm. Das Geheimniß, deſſen Hüter er werden ſollte, bedrückte ihm die Seele. Die wunderliche Art ſeines Gaſtgebers, der erſt ſo geheimnißvoll that und dann ſo offenerzig war, machte ihn verwirrt. Die Unruhe ſeiner Seele zu beſchwichtigen, ſchlug er in dem Augenblick, wo der Heide den Fichtenzweig zur Erde warf und dieſer ins Waſſer ſinkend erloſch, mit einem Stoßgebetlein zur heiligen Jungfrau ein mächtiges Kreuz vor ſich auf die Steinwand zu. Da war's ihm, als zitterte der Boden und als fingen die Steine an, ſich knirſchend zu ſchieben. Ein ſcharfer Waſſerſtrahl ſchoß ihm angenehm kühlend an die glühende Stirn. Aber ſchon hatte ihn ſein Gaſtfreund an der Hand ergriffen und geleitete ihn in völligem Schweigen raſch zuſchreitend durch's Dunkel zur Hütte zurück. Dort angelangt, ſprach er:

„Setz ruhe noch ein wenig. Mit Tagesanbruch geleite ich dich ſo weit, daß du euer Lager wiederfindeſt. Nach drei Tagen kehre wieder. Du wirſt mich nicht mehr lebend finden. Begrabe mich unterhalb der geweihten Grotte, daß das heilige Raß über den Raſen meiner hügelloſen Grabſtätte hinabſtrömt, und warte weiter deß von mir biſher gepflegten Dienſtes.“

In herzlichem Abſchied trennten ſich beide am andern Morgen, nachdem der alte Heidenprieſter ſeinen Gaſt noch ſoweit geleitet, daß derſelbe die Richtung nach dem Chriſtenlager nicht mehr verfehlen konnte.

Schon während ſie noch miteinander daherschritten, fiel

dem Mönch auf, daß der Erdboden weit feuchter als am Nachmittag des vorhergehenden Tages war. Nachdem sie sich getrennt hatten und er allein weiter schritt, geriet er bald bis an die Knöchel ins Wasser an Stellen, über welche er gestern trocknen Fußes geschritten war. Noch eine kurze Strecke, da mußte er schon bis an die Kniee im Wasser waten. Und was war das?

Plötzlich vernimmt er hinter sich einen markerschütternden Schrei und sich umblickend sieht er seinen Gastgeber, welcher mit zwei Speeren bewaffnet durch das hochaußspritzende Wasser auf ihn zu gelaufen kommt. Unwillkürlich bleibt er stehen. Da schlagen aus dem Munde des fast atemlosen Verfolgers die abgerissenen Worte an des Mönches Ohr: „Fremder, meine Zunge, das Geheimnis; Fremder, meine Zunge: du mußt sterben!“ Und ein Speer, von des rasenden Alten Hand geschleudert, faust über seinen Kopf hin.

Jetzt erfährt den Mönch namenlose Angst und er flieht so schnell es geht, durch das immer höher steigende Wasser vor seinem Verfolger, der den zweiten Speer hochhaltend auf ihn zustrebt. Da kommt ihm der Gedanke: der Alte hat zweimal das Wort „Zunge“ gerufen. Sollte er ihm zürnen, daß er ohne Dank mit dem Gurt davongegangen sei, den jener ihm als Ersatz für seinen eignen gegeben, in welchem die Schnallenzunge ausgebrochen war? Hastig löst er den Gürtel. Doch bei der hierdurch veranlaßten Zögerung ist sein Verfolger so nahe, daß er ihn fast mit dem Speere erreicht und denselben zückt, ihn niederzustecken. Da schleudert der Mönch mit der Wut und Kraft der Verzweiflung dem alten Heiden den Gürtel ins Gesicht. Er hat, ohne solches zu wollen, jenen so getroffen, daß er seines Verfolgers ledig ist. Die aus solcher Nähe heftig geschleuderte Schnalle und

deren Zunge ist dem Heidenpriester ins rechte Auge gefahren. Mit furchtbarem Weheruf sinkt derselbe rücklings ins Wasser und ist in demselben verschwunden, indes die seinem Fall folgenden Bogentreise den jetzt ungefährlichen Speer auf den Mönch zu tragen. Der Mönch ergreift den Speer, ihn für das Weiterfliehen im Wasser als willkommene Stütze zu benutzen. Da rauscht's plötzlich nochmals hinter ihm. Er glaubt, sein Verfolger tauche wieder auf und hebt kampfbereit seinerseits die Waffe. Doch aufs neue und aufs höchste erstaunt über solch Wunderwerk läßt er sie schnell sinken: dort, wo der Heidenpriester versank, hebt sich aus dem Wasser eine riesengroße graue Wildgans. Sie schlägt drohend mit ihren ungeheuren Flügeln, kreischt ganz ähnlich, wie der Todesschrei des niedersinkenden Heidenpriesters erklingen, zu dreien Malen. Dann wendet sie sich und entflattert dorthin, wo nach des Mönches Erinnerung das Thal mit der Steingrotte gelegen, bei welchem er mit seinem Gastgeber in der Nacht gewesen und wohin ihn jener hatte bannen wollen.

Mühsam arbeitete sich der Mönch, auf den Speer gestützt, durch das immer höher schwellende Wasser hindurch, bis ihm die Christen, welche von der Bergeshöhe herab voll Staunen auf diese plötzliche Überflutung blickten, wahrnahmen und ihm auf einem schnell aus Balken und Brettern zusammengesetzten Floß entgegenfahrend Hülfe brachten. Sobald er ins Lager gelangt war, ließ er sich sofort vor den Herrenmeister führen und berichtete demselben, was ihm in der Nacht und eben noch am Morgen widerfahren war.

Friedrich von Alvensleben erkannte in alle dem sofort die gnädige Fügung des Himmels. Er ordnete an, daß das Heer nicht abziehen sollte, bis daß die Bauleute eine Burg auf dem Hügel errichtet hätten, und sprach

froh zum andern Male: „So ist doch hier das Ziel und endet sich's!“

„O Zelenje!“ klagten und jammerten freilich die Heiden, als sich neben der Burg eine Ansiedlung der Christen erhob, in deren Mitte der Mönch, welcher hier so viel Wunderbares erfahren und erlebt hatte, nach dem Willen des Herrenmeisters sowohl wie des Landesbischofs von Lebus ein Heiligtum der wahrhaftigen Mutter des Lebens, nämlich der allerheiligsten Jungfrau, die der Welt den Fürsten des Lebens geschenkt, errichtete und fortan als Priester bediente.

Als die Abhänge des Berges sich unter den fleißigen Händen der Christen in Äcker und Gärten verwandelten, zogen sich die wenigen noch übrig gebliebenen Heiden nach dem Gestade des neuen Sees ins Rohr und Elsbruch zurück. Die Christen lenkten nicht gern ihre Schritte dorthin. Der See lag so gar düster da und häufig war auf ihm eine riesengroße Wildgans zu sehen, welche unter lautem Geschrei gegen die Neusiedlung, d. i. gegen Zielenzig, hin drohend mit den Flügeln schlug. Nicht lange, so gesellten sich zu der einen großen Wildgans noch viele andre Wildgänse, deren düstre Gestalten und unheimliches Kreischen und Toben den See erst recht jedermann verleidete, zumal nachdem einige, die auf dem See fischen wollten, mit ihrem Kahn von plötzlichen Wirbelwinden erfaßt und in die Tiefe gezogen wurden. Man raunte sich im Volke zu: die wilden Gänse seien die Seelen jener Heiden, welche beim Entstehen der christlichen Stadt Zielenzig zum neuen See entwichen seien und daselbst, heidnisch weiter lebend, hartnäckig sich gegen den wahren Glauben abgeschlossen hätten. In Unruhe und Born friedlos sterbend müßten sie, zu Wildgänsen verzaubert, den Tag des letzten Gerichtes erwarten, geschart um den letzten Heidenpriester,

welcher freventlich einen Priester des wahren Gottes hatte verführen wollen. Auch meinte man, dort in der düsteren Seeschlucht, die nur zu oft ein Opfer forderte, sei für das Sternberger Land der Eingang zur Hölle.

Es ist wahr: der Aukensee, jetzt Antensee genannt, mit seiner unergründlichen Tiefe, der Kälte seines Wassers, der engen Schlucht und dem kleinen vom Zielenziger Berge her zu ihm strömenden Wässerchen, hat etwas außerordentlich Unheimliches an sich. Man schauert unwillkürlich zusammen, tritt man an dieses dunkle, unter kurzen Windstößen dann und wann plötzlich wie aufkochende und dann wieder regungslose Gewässer.

Und doch müssen wir dankbar zu ihm niederblicken. Denn wäre nicht vor dem Kreuze des Mönchs die rohe Steinwand der heidnischen Opferstätte zusammengestürzt, wäre der Aukensee nicht entstanden: wie hätte sich wohl das friedliche, gewerbfleißige Städtchen Zielenzig erheben können? Daß der See entstanden, brachte der Christenheit in der Mark vielen Segen.

Allein es hat auch seine Not mit der Stadt und dem umliegenden Lande. Des Heidenpriesters Warnung an den Mönch hat nur zu sehr in der Folgezeit ihre Bestätigung gefunden. Nicht bloß nach dem See ist viel Wasser entwichen. Auch alle andern Gewässer, die von Wandern her auf der dem See entgegengesetzten Seite des Berges bei Zielenzig vorbeiströmende Postum voran, eilen von der Sternberger Höhe abwärts in unglaublich raschem Laufe der Oder und Warthe zu. Große Mühe kostet es, Mühlwehre zu errichten und in Stand zu halten, größere als irgend sonst wo in der Mark, und Rieselanlagen zu machen gelang bisher auf der Höhe nicht. Wie sehr nötig aber wären dort solche! Der

Acker, schöner, schwerer Boden, fast gleich dem des Oberthals, in feuchten Sommern überaus ertragreich, leidet nur zu oft und zu sehr von der Dürre, da ihm so gut wie jede nachhaltige Innenfeuchtigkeit fehlt. Und Wiesen? Meilenweit, bis hin nach Sonnenburg, müssen solche mühsam aufgesucht werden. Ein Glück, daß die Männer und Frauen im Sternberger Land mit einer Arbeitslust, wie sie kaum in der Welt wieder anzutreffen, gleich geboren werden und in solcher beständig bleiben bis ins Altenteil hinein. Wo's so steht, kommt schon jeder zu seinem Ziel, und von allem kann's heißen: Gut endet's sich!

